

Nicht zentral, aber auch nicht egal

Die Bedeutung des Wohnumfeldes für kriminelles Verhalten von Jugendlichen

Dirk Baier & Susann Prätor

Im Rahmen des vorliegenden Beitrages werden – mit einem Schwerpunkt auf Studien des Kriminologischen Forschungsinstituts Niedersachsen – nationale Forschungsbefunde zusammengefasst, die sich mit der Frage der Bedeutung des Wohnumfeldes, insbesondere des Stadtteils, für das Ausmaß der Jugendkriminalität befassen. Diese ergeben, dass Stadtteile im Verursachungsprozess kriminellen Verhaltens von Jugendlichen insgesamt eine eher geringe Rolle spielen. Strukturelle Merkmale von Stadtteilen (wie die Arbeitslosenquote) sind dabei für die Erklärung von Jugendkriminalität weniger bedeutsam als beispielsweise die in den Stadtteilen gelebte Kultur (in Form von Konflikten und positiven Verhaltensvorbildern). Die unmittelbare Wohnumgebung wirkt sich zudem eher indirekt auf Jugendkriminalität aus, indem verschiedene Sozialisationsbedingungen beeinflusst werden, die wiederum mit kriminellem Verhalten von Jugendlichen im Zusammenhang stehen.

Die Frage nach dem Einfluss des Wohnumfeldes auf kriminelles Verhalten hat in den vergangenen Jahrzehnten in der Kriminologie zunehmend Aufmerksamkeit erhalten. Im Fokus stand dabei vor allem die Frage, welchen Einfluss der Wohnortstadtteil auf das Risiko kriminellen Verhaltens hat. Ob Eigenschaften von Stadtteilen in bundesdeutschen Städten das kriminelle Verhalten der in ihnen wohnenden Jugendlichen beeinflussen, ließe sich mit Blick auf die Medienberichterstattung vermutlich zunächst mit einem klaren „Ja“ beantworten (z. B. Die Welt vom 19.8.2015: „Duisburg-Marxloh – Der alpträumerhafte Abstieg eines deutschen Stadtteils“, Focus vom 12.4.2016: „Marode Häuser und hohe Kriminalität – Akute Ghetto-Gefahr: Das sind Deutschlands schlimmste Problemviertel“). Es wird von Problemvierteln, sozialen Brennpunkten oder abgehängten Stadtteilen gesprochen und dabei nicht selten auch ein Bezug zur Kriminalität hergestellt. Die Annahme ist, dass die in diesem Zusammenhang häufig thematisierte ethnische und soziale Segregation, d. h. die Konzentration bestimmter Bevölkerungsgruppen in einem Stadtviertel, die Persönlichkeitsentwicklung von Kindern und Jugendlichen gefährdet.

Theoretische Erklärungsansätze

Diese Annahmen werden auch in kriminologischen Theorien formuliert, wobei insbesondere zwei theoretische Ansätze zu erwähnen sind. Anfang des 20. Jahrhunderts wurde die Theorie der sozialen Desorganisation entwickelt (Shaw und McKay 1969 [1942]). Basierend auf einer Dokumentation der Wohnorte von männlichen, jugendlichen Kriminellen sowie anderer Merkmale von Stadtgebieten (z. B. Zu- und Fortzüge, Armutsquote, Migrantenanteil) stellten sie mit zunehmender Entfernung vom Stadtkern eine Abnahme der registrierten Jugendkriminalität sowie eine Verbesserung der Lebensbedingungen fest. Shaw und McKay formulierten die Annahme, dass Stadtgebiete mit hoher Kriminalitätsrate im Unterschied zu solchen mit niedriger Rate durch eine größere Normenvielfalt gekennzeichnet sind, d. h. dass in diesen Gebieten nicht nur konforme, sondern auch abweichende Einstellungen und Verhaltensweisen befürwortet werden. Die strukturell durch eine hohe Arbeitslosigkeit, hohe Armut, hohe Bewohnerfluktuation und hohe ethnische Heterogenität gekennzeichneten Gebiete werden aufgrund der bestehenden

Normen- und Werteheterogenität auch als sozial desorganisiert bezeichnet. Die Heterogenität führt dazu, dass zwischen den Menschen keine starken Bindungen bestehen. Das Interesse am anderen fällt gering aus, ebenso wie die Bereitschaft, intervenierend einzugreifen, wenn es zu delinquentem Verhalten kommt.

Der theoretische Ansatz der kollektiven Wirksamkeit (Sampson, Raudenbush & Earls 1997) erweitert die Desorganisationstheorie und fokussiert explizit die sozial-kulturelle Situation vor Ort. Es wird davon ausgegangen, dass Kriminalität dort effektiv unterbunden wird, wo die soziale Kohäsion und die informelle Sozialkontrolle hoch sind. Die soziale Kohäsion bezieht sich auf das Ausmaß des Zusammenhalts unter den Bewohnern eines Stadtteils. Informelle Sozialkontrolle meint die Bereitschaft der Bewohner eines Stadtteils, im Falle von Anzeichen sozialer Unordnung („herumhängende“ Jugendliche, Sachbeschädigungen) kontrollierend und sanktionierend einzuschreiten. In dem Maße, in dem Bewohner eines Stadtteils achtsam für Anzeichen sozialer Unordnung sind und gegen diese vorgehen, verringert sich das Auftreten delinquenten Verhaltens in einem Gebiet. Empirisch lässt sich die soziale Kohäsion durch Einschätzungen der Nachbarschaft (z. B. Vertrauen, Verbundenheit der Nachbarschaft) erfassen, die informelle Sozialkontrolle durch die Einschätzung, ob Bewohner im Stadtteil bei bestimmten Ereignissen (z. B. lärmende Jugendliche) eingreifen würden. Beide Dimensionen sind eng miteinander verbunden und lassen sich zur „kollektiven Wirksamkeit“ zusammenfassen. Die Studie von Sampson et al. (1997) konnte belegen, dass Desorganisation im Sinne einer problematischen Sozialstruktur eines Stadtteils mit geringerer Kohäsion und Interventionsbereitschaft einhergeht und beides wiederum zu mehr Kriminalität in einem Stadtteil führt.

Empirische Studien in Deutschland

Die Überlegungen der Theorie der sozialen Desorganisation bzw. der Theorie der kollektiven Wirksamkeit wurden auch in Deutschland zumindest teilweise in jugendkriminologischen Studien geprüft. Zwei Studien weisen hier einen Pioniercharakter auf: Die erste umfassende Untersuchung zum Zusammenhang von Stadteigenschaften und Jugendgewalt in Deutschland stammt von Oberwittler (2004, 2004a), der in den Jahren 1999 und 2000 in Freiburg i. Br. und Köln insgesamt 6437 Jugendliche befragt hat. Die Befunde dieser Studie zeigen, dass delinquentes Verhalten (unter anderem Raub, Einbruch) durch Nachbarschaftsmerkmale erklärt werden kann; schwere Jugenddelinquenz steigt mit zunehmender sozialer Benachteiligung im Stadtteil und sinkt mit wachsender sozialer Kohäsion. Die zweite Studie stammt von Kunadt und Reinecke (2008), die in einer Jugendbefragung in Duisburg 2003 zu dem Ergebnis kommen, dass das Begehen von Gewaltdelikten nicht durch Gegebenheiten des Stadtteils beeinflusst wird. Im Vergleich verschiedener Stadtteilgruppen zeigt sich, dass 18,3 % der Achtklässler, die in einem nicht desorganisierten Stadtteil leben, als Gewalttäter in Erscheinung getreten sind. Nur wenig höher fällt dieser Anteil in sehr desorganisierten Stadtteilen mit 19,4 % aus. In einer weiteren Auswertung dieser Daten bestätigt sich, dass Jugendgewalt nicht mit der Benachteiligung des Stadtteils variiert (Kunadt 2013).

Hinsichtlich der zentralen Frage, ob sich Stadtteile im Ausmaß der Jugenddelinquenz unterscheiden, gehen die Befunde beider Studien also deutlich auseinander. Das Kriminologische Forschungsinstitut Niedersachsen (KFN) hat deshalb in den Jahren 2006 bis 2011 weitere Studien zur sozialräumlichen Bedingtheit der Jugenddelinquenz durchgeführt (Rabold et al. 2008, Baier/Prätor 2015, Baier et al. 2009, Baier 2011, Baier/Pfeiffer 2011a). Deren Ergebnisse sollen im Folgenden entlang von vier Thesen vorgestellt werden.

These 1: Jugenddelinquenz ist von sozialräumlichen Bedingungen abhängig: Wichtiger als strukturelle Faktoren sind die von Erwachsenen geprägten kulturellen Bedingungen, die im Wohnumfeld vorzufinden sind.

Die Ergebnisse der KFN-Studien belegen zunächst, dass sich der Anteil an Jugendlichen, die mit delinquentem Verhalten in Erscheinung treten, von Stadtteil zu Stadtteil unterscheidet. Im Rahmen einer Studie in Hannover (Rabold et al. 2008) zeigte sich beispielsweise, dass die stadteilspezifische Gewalttäterrate zwischen 0 und 32,6 % variiert. Ähnlich große Differenzen zwischen den Stadtteilen finden sich auch in den anderen Untersuchungen des KFN, wobei die Varianz für Gewaltkriminalität jeweils größer ausfällt als für andere Deliktsbereiche. An diese nach Stadtteil variierenden Täterraten schließen sich zwei Fragen an: 1. Kommen sie aufgrund der differenziellen Zusammensetzung der Stadtteile zustande oder handelt es sich um eigenständige Effekte? 2. Wenn es sich um eigenständige Effekte handelt: Welche Faktoren sind dann für die Stadtteilunterschiede verantwortlich?

Bezüglich der ersten Frage wird zwischen Kompositions- und Kontexteffekt unterschieden. Angenommen, zwischen den Stadtteilen würde der Anteil männlicher Befragter stark variieren, dann würde nicht überraschen, wenn dies auch für die Gewalttäterraten gilt, insofern männliche Jugendliche signifikant häufiger Gewaltdelikte begehen als weibliche Jugendliche. Das Beispiel Hannovers zeigt, dass die differenzielle Zusammensetzung tatsächlich berücksichtigt werden muss: Der niedrigste Anteil männlicher Befragter beträgt hier in einem Stadtteil 33,8 %, der höchste 72,4 %. Auch der Migrantenanteil variiert stark nach Stadtteil, in Hannover ebenso wie in den anderen Städten. Die Auswertungen belegen zugleich, dass beim Gewaltverhalten die Stadtteilunterschiede zurückgehen, wenn deren Geschlechter- und Migrantenanteil berücksichtigt wird (Rabold et al. 2008, S. 176). Bei den berichteten Stadtteilunterschieden handelt es sich aber nicht allein um einen Kompositionseffekt; d. h. Stadtteilunterschiede bleiben auch nach Berücksichtigung der Zusammensetzung der Befragten bestehen.

Insofern ist die Frage gerechtfertigt, welche Stadtteilmfaktoren Einfluss auf das delinquente Verhalten haben. Die an die vorgestellten Theorien angelehnten Analysen haben zu folgenden Ergebnissen geführt: Die strukturellen Eigenschaften stehen nicht mit der Jugendgewalt in Beziehung. Es ist insofern nicht der Fall, dass in Stadt-

teilen mit höherer Arbeitslosenquote, höherem Migrantenanteil oder höherer Bewohnerfluktuation mehr jugendliche Gewalttäter zu finden sind. Strukturelle Desorganisation ist kein direkter Einflussfaktor der Jugenddelinquenz. Für die kulturellen Eigenschaften finden sich hingegen signifikante Beziehungen mit dem Verhalten. Entgegen der Annahmen von Sampson et al. (1997) ist es jedoch nicht der soziale Zusammenhalt und die Interventionsbereitschaft der Nachbarschaft, die delinquentes Verhalten unwahrscheinlicher machen.

Stattdessen zeigt sich für zwei andere Faktoren ein Einfluss: Mit steigendem Anteil positiver Verhaltensvorbilder (sichtbar gemacht über den Anteil höher gebildeter Erwachsener) und einem sinkenden Konfliktniveau im Stadtteil reduziert sich die Jugendgewalt. Beide Befunde deuten darauf hin, dass für Jugendliche nicht nur das Verhalten von Erwachsenen im unmittelbaren, sondern auch im weiteren sozialen Umfeld bedeutsam ist und sie sich an deren Verhalten orientieren. Insofern erfahren lerntheoretische Ansätze im deutschsprachigen Raum eher empirische Bestätigung als kontrolltheoretische Erklärungen. Für kommunale Präventionsmaßnahmen verdeutlicht dieser Befund, dass zur Verringerung von Jugendkriminalität auch Erwachsene vor Ort eingebunden werden müssen. Zugleich belegen die Befunde, dass die strukturellen Voraussetzungen eines Stadtteils in indirekter Form relevant für das Niveau der Jugenddelinquenz sind: Sie prägen die kulturellen Bedingungen und die Art des Zusammenlebens, die sich wiederum auf das Verhalten der Jugendlichen auswirken. Stadtteile mit höherem Arbeitslosenanteil weisen beispielsweise ein höheres Konfliktniveau auf; ein höherer Ausländeranteil geht zugleich mit einem niedrigeren Niveau an positiven Verhaltensvorbildern einher. Sozialräumliche Segregation kann damit indirekt auch Einfluss auf die Jugenddelinquenz nehmen. Von primärer Bedeutung ist sie aber nicht.

These 2: Delinquentes Verhalten von Kindern und Jugendlichen ist vor allem durch Sozialisationsfaktoren im unmittelbaren sozialen Nahraum bedingt (Peers, Familie, Schule).

Verglichen mit anderen Einflussfaktoren für delinquentes Verhalten (vgl. für eine Übersicht z. B. Rabold/Baier

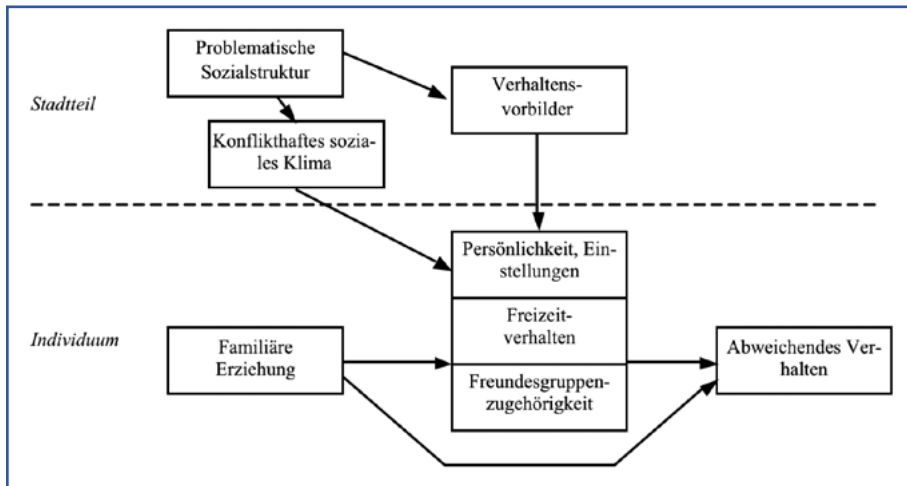


Abbildung 1: Erklärungsmodell von Rabold und Baier (2013, S. 188)

2007) kann anhand der Forschungsbefunde gefolgert werden, dass weder die strukturellen Stadtteilmfaktoren noch die Stadtteilmfaktoren insgesamt von primärer Bedeutung für Jugenddelinquenz sind. Vielmehr sind es Faktoren auf der Ebene der Familie, der Schule und der Gleichaltrigen, die einen Beitrag zur Erklärung kriminellen bzw. speziell gewalttätigen Verhaltens leisten. Prävention sollte insofern zwar auch das räumliche Umfeld im Blick haben; eine Fokussierung auf Maßnahmen im nahen sozialen Umfeld ist aber wichtiger.

Eine herausgehobene Bedeutung kommt der Gruppe der Gleichaltrigen zu, an denen sich Jugendliche besonders stark orientieren (vgl. Baier, Rabold & Pfeiffer 2010). Nicht verwundern kann daher, dass Kontakte zu delinquenten Freunden das Risiko deutlich erhöhen, selbst delinquent zu werden. Neben den delinquenten Freunden gibt es eine recht große Anzahl weiterer Einflussfaktoren des delinquenten Verhaltens. Baier et al. (2009a) haben in ihrer Analyse der Gewalttäterschaft insgesamt 15 Faktoren berücksichtigt, von denen nur ein Faktor keinen signifikanten Zusammenhang aufwies (armutsnahe Lebenslage). Die nach den delinquenten Freunden nächstwichtigen, risikoh erhöhenden Faktoren sind: eigene Gewaltopfererfahrungen (hier auch das Erleben elterlicher Gewalt), eine niedrige Selbstkontrolle, ein männliches Geschlecht und das Schulschwänzen.

Zusätzlich sind bestimmte Freizeitverhaltensweisen wie der Alkoholkonsum, der Gewaltmedienkonsum und das Aufsuchen von Orten wie Kneipen, Discos usw. als problematisch einzustufen. Erwähnenswert ist zuletzt, dass das schulische Umfeld bedeut-

sam für das delinquente Verhalten ist. So belegen Analysen immer wieder, dass sich Schüler niedrigerer Schulformen (Förder- und Hauptschulen) signifikant häufiger delinquent verhalten als Schüler höherer Schulformen (Baier & Pfeiffer 2007). Die Schule ist aber auch anderweitig relevant für das delinquente Verhalten: Analysen von Baier und Pfeiffer (2011b) belegen, dass in Schulen, in denen eine sog. Kultur des Hinschauens (ähnlich der bereits beschriebenen informellen Sozialkontrolle auf Stadtteilebene) praktiziert wird, Jugendliche seltener zu Gewalt greifen. Eine solche Kultur wird maßgeblich durch Lehrkräfte geprägt, die die Einhaltung von Verhaltensregeln überwachen bzw. Fehlverhalten sanktionieren.

Wenn die bisherigen Befunde bestätigen, dass Eigenschaften des Wohnumfelds für das delinquente Verhalten von Jugendlichen weit weniger relevant sind als andere Faktoren, dann ist ein Punkt zu beachten: Bislang war es in Deutschland meist nur möglich, amtliche Stadtteile in den Studien abzubilden. Die Stadtteile sind aber z. T. recht groß. Es ist unwahrscheinlich, dass vor allem die größeren Stadtteile in sich homogen sind, dass also z. B. die kollektive Wirksamkeit einer Nachbarschaft dem Niveau in einer anderen Nachbarschaft dieses Stadtteils gleicht. Möglicherweise ist die Betrachtungsebene der amtlichen Stadtteile auch zu abstrakt. Für Jugendliche relevant sind kleinräumigere Einheiten, die zudem nicht an amtliche Stadtteilgrenzen gebunden sind. In diesen Einheiten auf Quartiersebene etwa ist zum einen eher von einer Homogenität der Merkmale auszugehen, zum anderen dürfte von solch abgegrenzten Räumen, in denen sich

Jugendliche verstärkt bewegen, eher ein sozialisatorischer Effekt ausgehen. Die empirische Prüfung dieser Idee mittels standardisierter Dunkelfeldbefragungen steht derzeit aber noch aus und wird auch in absehbarer Zukunft nicht umgesetzt werden, da die Erfassung von Wohnadressen in Schülerbefragungen die Anonymität aufheben würde und deshalb auch datenschutzrechtlich untersagt ist.

These 3: Die Sozialisationsfaktoren sind auch abhängig von den Bedingungen des Wohnumfelds.

In Bezug auf die Unterscheidung von strukturellen und kulturellen Stadtteilmfaktoren wurde bereits von indirekten Zusammenhängen gesprochen. Indirekte Zusammenhänge liegen vor, wenn ein Faktor (z. B. die Arbeitslosenquote) einen anderen Faktor (z. B. das Konfliktniveau) beeinflusst, der dann das delinquente Verhalten beeinflusst. Indirekte Zusammenhänge können auch in anderer Hinsicht vorliegen: Die genannten Stadtteilmfaktoren können sich darauf auswirken, welchen Freizeitaktivitäten nachgegangen wird, welchen Freunden man sich anschließt oder welche Einstellungen bezüglich der Akzeptanz delinquenten Verhaltens man aufrechterhält. Rabold und Baier (2013) postulieren ein solches Modell und testen es partiell (vgl. Abbildung 1). Untersucht wurde dabei, ob vier individuelle Risikofaktoren des delinquenten Verhaltens – niedrige Selbstkontrolle, gewaltakzeptierende Einstellungen, Zusammenschluss mit gewalttätigen Freunden und Aufsuchen von problematischen Freizeitorten – von Stadtteilmfaktoren abhängig sind.

Die Analysen haben Folgendes ergeben: Die soziale Desorganisation (Ausländeranteil, Arbeitslosenrate, Sozialhilfequote) steht in keiner konsistenten Beziehung mit den individuellen Bedingungsfaktoren, ebenso wenig wie die soziale Kohäsion. Erneut ergeben sich aber signifikante Zusammenhänge mit dem Anteil positiver Verhaltensvorbilder und dem Konfliktniveau. Am Beispiel des Konfliktniveaus ergibt sich, dass mit steigenden Konflikten die Selbstkontrolle zurückgeht, der Besuch von problematischen Freizeitorten steigt sowie die Zustimmung zu gewaltakzeptierenden Einstellungen zunimmt. Tendenziell schließen sich die Jugendlichen unter solchen Bedingungen auch häu-

figer mit gewalttätigen Freunden zusammen. Die Auswertungen bestätigen damit, dass wichtige Einflussfaktoren der Jugenddelinquenz durchaus abhängig sind von Stadtteilmfaktoren, wobei wiederum nicht die „klassischen“ theoretischen Ansätze der Desorganisation bzw. der kollektiven Wirksamkeit bestätigt werden. Stattdessen bestätigen die Auswertungen, dass eine Erweiterung dieser Ansätze in Richtung positives bzw. negatives Erwachsenenverhalten notwendig ist.

These 4: Die sozialräumlichen Bedingungen stehen mit der Wahrnehmung der Kriminalität in Beziehung.

Die Wahrnehmung von Kriminalität in der Bevölkerung ist in Teilen unabhängig vom tatsächlichen Ausmaß der Kriminalität. Dies bestätigen u. a. die Erwachsenenbefragungen des KFN (Baier et al. 2011). Im Rahmen dieser repräsentativen Studien zeigte sich für die meisten Delikte, dass die Bevölkerung einen Anstieg der Kriminalität wahrnimmt, obwohl diese laut Polizeilicher Kriminalstatistik z. T. deutlich gesunken ist. Eine Quelle dieser Fehlwahrnehmung ist die Medienberichterstattung, insbesondere die Berichterstattung in den Boulevardmedien. Diese schenkt der Kriminalität überproportional viel Aufmerksamkeit, was den Eindruck ansteigender Kriminalität erzeugt. Wären Fehleinschätzungen bzgl. der Kriminalität folgenlos, würde dieser Befund nur einmal mehr illustrieren, dass die Bevölkerung über bestimmte gesellschaftliche Themen unzureichend informiert ist. Im Bereich der Kriminalität kann aber nicht ohne Weiteres von einer Folgenlosigkeit der Fehleinschätzungen ausgegangen werden: Wenn Menschen einen Kriminalitätsanstieg wahrnehmen, schränken sie möglicherweise ihr Freizeitverhalten unnötig auf innerhäusliche Aktivitäten aufgrund der Angst ein, Opfer einer Straftat zu werden.

Dies illustriert, warum die Beschäftigung nicht nur mit der Delinquenz, sondern auch mit der Wahrnehmung von Delinquenz, mit dem Sicherheitsgefühl und der Kriminalitätsfurcht notwendig ist. Die vorhandenen Daten bestätigen, dass diese subjektive Seite abhängig von Bedingungen im Stadtteil ist. So schwankt das Unsicherheitsgefühl nachts bzw. abends erheblich je nach Wohnlage einer Person: In einer Befragung unter Neuntklässlern Hannovers variiert das Unsicherheits-

gefühl nachts bzw. abends im Stadtteil zwischen 34,1 % und 70,0 % (Rabold et al. 2008). Auch in einer Schülerbefragung in Berlin wurde das Unsicherheitsgefühl nachts bzw. abends erhoben. Im Stadtteil mit dem höchsten Entwicklungsindex waren es nur 36,4 % der Jugendlichen, die sich unsicher fühlten, im Stadtteil mit niedrigem Index 48,3 % (Baier/Pfeiffer 2011a). Auch das Unsicherheitsgefühl tagsüber weist ein entsprechendes Gefälle auf.

Eine Befragung in der Stadt Stade macht noch auf einen weiteren wich-

tigen Aspekt der Kriminalitätswahrnehmung aufmerksam (Baier et al. 2009). Hier sollte von den Erwachsenen berichtet werden, wie unsicher sie sich nachts bzw. abends draußen in den verschiedenen Stadtteilen der Stadt fühlen würden. Dabei zeigt sich, dass das größte Maß an Unsicherheit in einem bestimmten Stadtteil von jenen Befragten geäußert wird, die sich nie dort aufhalten. Dabei gibt es drei Stadtteile, zu denen von nahezu allen Befragten, die diese Räume noch nicht betreten haben, berichtet wurde, dass sie sich dort unsicher fühlten – die tat-

sächlichen Opferraten in diesen Stadtteilen (die ebenfalls erhoben wurden) liegen aber eher im Durchschnitt. Es hat damit den Anschein, als ob bestimmte Stadtteile einer Stadt einen schlechten Ruf haben, der seine Ursache nicht in der Kriminalitätsbelastung hat, sondern aus anderen Quellen gespeist wird. Möglicherweise werden einige Stadtteile in der Medienberichterstattung besonders fokussiert, sodass der Eindruck entsteht, hier handelt es sich um belastete Gebiete. Möglicherweise sind es aber auch tradierte Bilder, die über bestimmte Stadtteile vorherrschen und von Generation zu Generation weitergegeben werden. Aus diesen Befunden lässt sich der Schluss ziehen, dass nicht primär die Kriminalität das zentrale Problem einiger Stadtteile ist, sondern ihr Image, d. h. das, was die Menschen über die Kriminalität in diesen Stadtteilen zu wissen meinen. Das Image eines Stadtteils zu ändern dürfte gewiss nicht minder schwierig sein als das Kriminalitätsniveau eines Stadtteils.

Fazit

Der Beitrag hat sich mit der Frage beschäftigt, ob Eigenschaften des Wohnumfelds (bzw. von Stadtteilen) in bundesdeutschen Städten das delinquente Verhalten der in ihnen wohnenden Jugendlichen beeinflussen. Die Antwort auf diese Frage ist ein vorsichtiges „Ja“. Vorsichtig in mindestens zweifacher Hinsicht: Erstens gibt es in Deutschland noch einen Mangel an empirischen Studien zu diesem Thema. Bisher gibt es nur wenige Studien, die eine umfassende, anspruchsvolle Prüfung der Theorie der Desorganisation bzw. der kollektiven Wirksamkeit vorgenommen haben. Diese Studien sind auch nicht einheitlich hinsichtlich der Befundlage: Es gibt Studien, die stärkere, und Studien, die schwächere bis keine substantiellen Unterschiede im kriminellen Verhalten von Jugendlichen im Vergleich von Stadtteilen feststellen. Vorsicht ist zweitens auch deshalb angebracht, weil eine Prüfung bislang nur entlang von amtlich gezogenen Stadtteilen erfolgte. Dabei handelt es sich z. T. um so große Einheiten, dass ein einheitlicher sozialisierender Effekt nur schwer vorstellbar ist.

In weiteren Studien geprüft werden sollten zugleich zwei Erkenntnisse der bisherigen bundesdeutschen

Studien: Zum einen sind in Deutschland weniger strukturelle Merkmale im Sinne der Arbeitslosenrate oder des Migrantenanteils bzw. Merkmale im Sinne der Theorie der kollektiven Wirksamkeit für Unterschiede im Delinquenzauftreten entscheidend als vielmehr Merkmale, die die Vorbildrolle der Erwachsenen ansprechen. Mehr positive Verhaltensvorbilder im Stadtteil wirken sich positiv auf das Verhalten der Jugendlichen aus, ebenso wie weniger Konflikte zwischen den Erwachsenen. Zum anderen kann belegt werden, dass der Einfluss der Stadteigenschaften eher indirekt ist: Diese stehen mit Freizeitaktivitäten in Verbindung. Sie rahmen das Assoziationsverhalten der Jugendlichen und prägen deren Persönlichkeit. Für diese Faktoren lässt sich wiederum ein stabiler Zusammenhang mit dem delinquenten Verhalten feststellen.

Dass sich im Vergleich zu angloamerikanischen Studien der Sozialraum in deutschen Städten als weniger einflussreich erweist, könnte mindestens drei Gründe haben. Erstens sind die Unterschiede zwischen Stadtteilen in bundesdeutschen Städten begrenzt. Ghettoartige Stadtteile gibt es bislang nicht und wird es auch in absehbarer Zukunft nicht geben. Dies ist zweitens darauf zurückzuführen, dass sozialstaatliche Maßnahmen greifen, wenn Stadtteile „abzudriften“ drohen. Investitionen in die Infrastruktur aber ebenso in Hilfsangebote sind die Folge einer Verschlechterung der Bedingungen in Stadtteilen. Drittens besteht ein markanter Unterschied darin, dass es in Deutschland keine vergleichbaren Gang-Aktivitäten gibt wie in angloamerikanischen Städten. Gangs agieren raumbezogen; sie besetzen bestimmte Stadtteile und üben in diesen kriminelles Verhalten aus. Ein Fehlen von Gangs reduziert entsprechend Kriminalitätsunterschiede im Vergleich von Stadtteilen.

Schlussfolgerungen für die Präventionspraxis

Die Darstellung der bundesdeutschen Forschungsergebnisse verweist darauf, dass die Präventionsarbeit der Vergangenheit bereits sozialräumlich agiert hat und erfolgreich gewesen ist. Ein Grund, warum Stadtteile mit problematischer, desorganisierter Sozialstruktur im Endeffekt doch weniger problematisch sind, wenn das Ausmaß der Jugendkriminalität in diesen

Stadtteilen betrachtet wird, kann darin gesehen werden, dass sich Präventionsarbeit gerade auf diese Stadtteile konzentriert. Empirische Ergebnisse liegen hier zwar bislang nicht vor. Plausibel ist eine solche Annahme dennoch, wird beispielsweise berücksichtigt, an welchen Kriterien sich die Implementation von Maßnahmen (z. B. Sozialarbeit, Programm Soziale Stadt) festmacht.

Zukünftige sozialräumliche Präventionsarbeit sollte sich verstärkt darum bemühen, Erwachsene einzubeziehen, insofern diese wichtige Verhaltensvorbilder für Jugendliche darstellen. Das generationsübergreifende Gestalten von Plätzen oder Parks kann beispielsweise eine geeignete Maßnahme sein und eine kriminalitätsreduzierende Wirkung entfalten, auch wenn deren primäres Ziel gar nicht die Kriminalitätsreduktion ist. Zugleich sollte der Effekt solcher Maßnahmen nicht überschätzt werden. Hingewiesen wurde darauf, dass die starken Einflussfaktoren der Jugendkriminalität im nahen Sozialraum der Jugendlichen liegen. An dieser Stelle ist dabei auf die besondere Rolle der Familien hinzuweisen: Programme, die die Erziehungskompetenz der Eltern stärken und beispielsweise zum Gewaltverhalten alternative Erziehungsstile vermitteln (z. B. Triple P), sind als effektiver einzustufen als sozialräumlich orientierte Präventionsprogramme.

Dr. Dirk Baier ist Leiter des Instituts für Delinquenz und Kriminalprävention an der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften, Departement Soziale Arbeit.

Dr. Susann Prätör arbeitet im Kriminologischen Dienst im Bildungsinstitut des niedersächsischen Justizvollzuges.
Kontakt: dirk.baier@zhaw.ch

Literatur

- Baier, D. (2011): Jugendliche als Opfer und Täter von Gewalt in Wolfsburg. Unveröffentlichter KFN-Forschungsbericht.
- Baier, D., Kemme, S., Hansmaier, M., Doering, B., Rehbein, F., Pfeiffer, C. (2011): Kriminalitätsfurcht, Strafbefürfnisse und wahrgenommene Kriminalitätsentwicklung Ergebnisse von bevölkerungsrepräsentativen Befragungen aus den Jahren 2004, 2006 und 2010. KFN-Forschungsbericht Nr. 117.
- Baier, D., Pfeiffer, C. (2011a): Jugendliche als Opfer und Täter von Gewalt in Berlin. KFN-Forschungsbericht Nr. 114.
- Baier, D., Pfeiffer, C. (2011b): Wenn Opfer nicht zu Tätern werden. Beeinflussen Bedingungen der Schulklasse den Zusammenhang von innerfamiliären Gewalterfahrungen und eigener Gewalttäterschaft? Trauma und Gewalt 5, 6–19.
- Baier, D., Pfeiffer, C. (2007): Hauptschulen und Gewalt. Aus Politik und Zeitgeschichte, 28, 17–26.
- Baier, D., Pfeiffer, C., Rabold, S. (2009a): Jugendgewalt in Deutschland. Befunde aus Hell- und Dunkelfelduntersuchungen unter besonderer Berücksichtigung von Geschlechterunterschieden. Kriminalistik, 63, 323–333.
- Baier, D., Prätör, S. (2015): Ist sozialräumliche Segregation ein Einflussfaktor der Jugenddelinquenz? In: El-Mafaalani, A., Kurtenbach S., Strohmeier, K. P. (Hrsg.), Auf die Adresse kommt es an ... Segregierte Stadtteile als Problem- und Möglichkeitsräume begreifen. Weinheim: Beltz, S. 108–129.

Baier, D., Rabold, S., Kappes, C., Kudlacek, D. (2009): Sicherheit und Kriminalität in Städte. Ergebnisse einer Schüler- und Erwachsenenbefragung. KFN-Forschungsbericht Nr. 106.

Baier, D., Rabold, S., Pfeiffer, C. (2010): Peers und delinquentes Verhalten. In: Haring, M., Böhm-Kasper, O., Rohlf, C., Palentien, C. (Hrsg.), Freundschaften, Cliquen und Jugendkulturen. Peers als Bildungs- und Sozialisationsinstanzen. Wiesbaden: VS Verlag, S. 309–338.

Kunadt, S. (2013): Sozialräumliche Determinanten der Jugendkriminalität. Test eines Modells informeller Sozialkontrolle zur Erklärung des Gewalthandelns Jugendlicher aus verschiedenen Duisburger Ortsteilen. In: Oberwittler, D., Rabold, S., Baier, D. (Hrsg.), Städtische Armutsquartiere – Kriminelle Lebenswelten? Wiesbaden: Springer Fachmedien, S. 141–168

Kunadt, S., Reinecke, J. (2008): Jugendkriminalität und öffentliche Missstände. Stadtforschung und Statistik, 1, 19–23.

Rabold, S., Baier, D. (2007): Delinquentes Verhalten von Jugendlichen – Zur differentiellen Bedeutsamkeit verschiedener Bedingungsfaktoren. Sozialwissenschaftlicher Fachinformationsdienst Kriminalsoziologie und Rechtssoziologie, 2/2007, 9–42.

Rabold, S., Baier, D. (2013): Sozialräumlicher Kontext und Jugenddelinquenz. Zum Einfluss von Stadtteileigenschaften auf gewalttätiges Verhalten von Jugendlichen am Beispiel Hannovers. In: Oberwittler, D., Rabold, S., Baier, D. (2013). Städtische Armutsquartiere – Kriminelle Lebenswelten? Wiesbaden: Springer VS, S. 169–192.

Rabold, S., Baier, D., Pfeiffer, C. (2008): Jugendgewalt und Jugenddelinquenz in Hannover. Aktuelle Befunde und Entwicklungen seit 1998. KFN-Forschungsbericht Nr. 105.

Weitere Literaturangaben auf Seite 38 oben rechts.